Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Durch Schmerzen empor [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575377

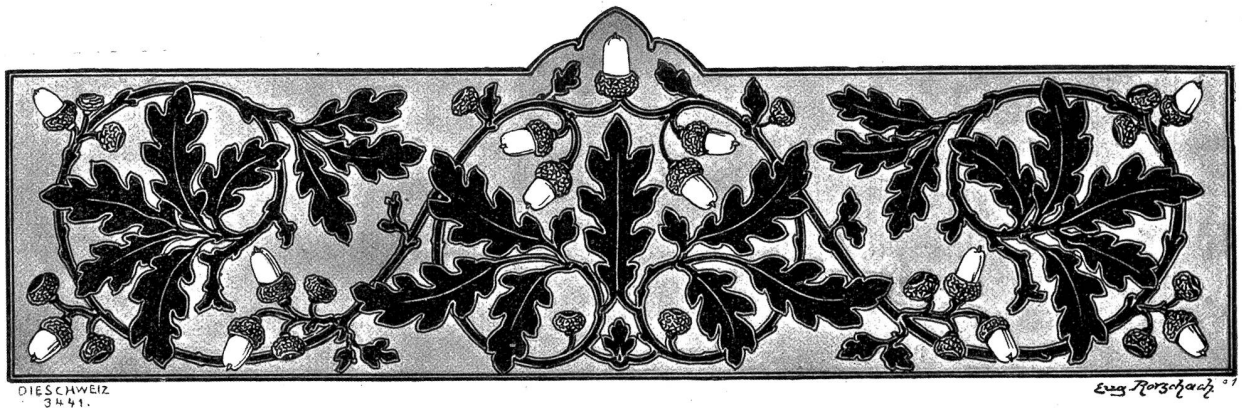
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Durch Schmerzen empor.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Jakob Boßhart.**

(Fortsetzung).

„Du siehst auch nicht just aus wie ein gesunder Apfel, Lene," sagte die Schmiedin. „Wenn du heute Hochzeit hieltest, ich würde mich nicht wundern und dir Glück wünschen; jetzt aber weiß ich nicht, was ich denken soll."

Ihren scharfen Augen entging nicht, wie Lene bei diesen Worten das Blut in die Wangen schoß. Das Mädchen aber hörte das Herz in der Brust pochen: sie hatte immer noch gehofft, die Furcht, von der sie gequält wurde, könnte grundlos sein, um so mehr, da die Mutter so ruhig geblieben war. Nun hatte ihr die Schmiedin Gewißheit gebracht. Fieberhaft setzte sie die Arbeit fort, dem ungebetenen Weibe den Rücken zukehrend; am liebsten wäre sie davon gerannt, weit, weit weg, da doch der verlassene Eichhof noch nicht abgelegen genug war.

Die Schmiedin freute sich über die Wirkung ihrer Worte, war aber doch menschlich genug, um etwas Mitleid mit dem gequälten Geschöpf zu empfinden, das vor ihr zappelte, als ob die Schande sich mit dem Rechen zerfetzen und verscharren ließe. Wohlmeinend sagte sie deshalb: „Du hast viel durchgemacht, Lene, und anderes folgt wohl noch nach; aber ich kenne mehr als eine, der es nicht besser erging, und sie sind daran nicht umgekommen. Es geht alles vorüber."

Lene klangen die Worte wie Hohn; in gerechtem Zorn kehrte sie sich gegen das Weib und holte mit dem Rechen zum Schlage aus. Die andere merkte, daß es Ernst galt, legte die Hände über das schätzbare Haupt und watschelte eilig davon. Als sie sich außer Gefahr wußte, wendete sie sich tapfer um, hob die Faust in die Höhe und rief: „Wenn du Gevattersleute brauchst, so vergiß m i c h nicht!" Dann ging sie den Hügel hinunter, die Hände verwerfend und den neuen Skandal in Worte fassend.

Lene überlegte eine Weile, ob sie ihr nicht nacheilen und sie um Schonung flehen sollte. Aber was hätte das geholfen? Sie zitterte wie Espenlaub vor dem, was nun über sie kommen mußte. Sie sah die Schmiedin von ihrem Weg links und rechts nach den Gehöften abschwenken und endlich unten in Lüttiswyl von Küche zu Küche gehen, sich stets mit der nämlichen Frage die Ohren willig machend. Lene hatte den Mut nicht, auch das zu ertragen. „Ich muß mich umbringen," sagte sie in einem fort zu sich selber und überlegte dabei, wie sie es vollenden könnte. Der Vater hatte ihr ein Beispiel gegeben, so wollte auch sie es thun. Sie nahm den Rechen auf die Schultern und schritt dem Hause zu, hängte das Geräte in der Tenne an den rechten Platz und stieg in die Heudiele hinauf. Aber nun schauderte sie; sie empfand an dem düstern Ort, seit sie daselbst ihren Vater leblos aufgefunden hatte, immer ein heimliches Grauen; nun fühlte sie, wie sich ihr die Haare sträubten; jener entsetzliche Augenblick war ihr wieder so nah, daß sie die Augen schloß, um die Gabel nicht zu sehen, die er wagrecht tief ins Heu gebohrt und an der er den Strick befestigt hatte. In ihren Händen regte sich das Gefühl wieder, das sie damals empfand, als sie nach dem Vater griff und er zu baumeln begann. Sie hatte einen solchen Schrei ausgestoßen, daß Mutter und Schwester, die in der Küche waren, erschreckt herbeieilten und eben noch sahen, wie sie gleich einer Wahnsinnigen von der Heudiele in die Tenne stürzte. Jenes Gefühl des Entsetzens war seither ein Teil ihres Fleisches geblieben und verfolgte sie jetzt noch, nach Jahren, in quälenden, würgenden Träumen, besonders in den Tagen, da sich die That jährte. Und jetzt, da sie dem Vater folgen wollte, war es ihr, er stehe neben ihr und fasse sie an, und er sei anzufühlen wie damals. So würde auch sie in ein paar Augenblicken sein! Es fror sie bis ins Mark der Knochen, und sie spürte jedes Haar auf dem Kopf wie eine eingetriebene Eisspitze. Sie hielt sich an der Heuwand fest und schrie sich zu: „Es muß sein! es muß sein!" Aber es waren nur leere Worte, die unselige That des Vaters stieß sie mit

Todeskälte ins Leben zurück. „Wer würde dich finden?“ rief es in ihr. „Die Mutter! Sie würde nach dir greifen, in ihren Händen würdest du zu baumeln anfangen! Das Entsetzen würde sie erschlagen, die arme, alte Frau, und du hättest zwei Leben zu verantworten . . . . . zwei? Drei! Meine That wäre ja viel schrecklicher als die des Vaters? Oh Entsetzen! oh Entsetzen!“

Das Muttergefühl und das Muttergewissen regten sich plötzlich in ihr und wuchsen zu Mächten an, vor denen sie stand, wie ein reuiger Sünder vor dem Richter.

Sie schlich von der Diele hinunter in die Tenne und wankte von da in die Stube, wo sie sich, am Ende ihrer Kräfte angelangt, schwer auf den Boden fallen ließ. So wollte sie die Mutter erwarten, ihr alles beichten und über sich ergehen lassen, was sein mußte.

* * *

Die Nacht düsterte schon herab, als die Eichbäuerin eintrat, aufgeregt und in Schweiß gebadet. Sie nahm sich nicht Zeit, die Tochter, die wie gelähmt dasaß, zu grüßen; sie zündete eine Ampel an und leuchtete Lene ins Gesicht, und aus ihren Augen starrten Angst und Verzweiflung.

„Die Schmiedin hat es dir gesagt,“ sprach Lene tonlos.

„So hat sie recht?“

Lene entgegnete nichts.

„Kind!“ schrie die Mutter und sank unter dem fürchterlichen Schlag auf der Bank zusammen; sie deckte die Schürze über das Gesicht und weinte laut wie ein Kleines.

„War es denn an dem alten Jammer und der alten Schande nicht genug? Ist denn alles, alles, was auf dieses arme Haus und auf mich herabkommt Fluch und Fluch und Fluch? Was habe ich gegen den Himmel verbrochen, daß er mich so erbarmungslos schlägt?“

So schluchzte sie lange. Dann aber schlug der Schmerz in der willensstarken Frau in verzweifelten Zorn um, und sie richtete sich vor der Tochter empor.

„Wer ist es? Er? Hans? Und du sagtest nichts? Weißt du nicht, daß er dich hätte heiraten müssen, müssen! Oh, was muß ich an dir erfahren, du lebendige Schande, du Ehrlosigkeit!“

Sie wollte nun wissen, wann es geschehen sei und wie er sie bethört habe. Lene aber vermochte keine Antwort zu geben, Scham und Beklemmung ließen sie keine Worte finden. Sie wußte nur eines: daß die Strafe der Mutter über sie ergehen mußte, und sie wartete darauf. Diese Verstocktheit brachte den Zorn der Frau zum Uebersieden, sie fiel über Lene her und zerraufte ihr das Haar und sparte dabei die Worte nicht.

Das Mädchen wehrte sich nicht. Sie hatte die Züchtigung ja verdient. Der körperliche Schmerz that ihr nach der wochenlangen Seelennot sogar wohl; ihr war, die Mutter reiße ihr mit jedem Ruck einen Teil der erdrückenden Schuld und Schande vom Haupte, und was sie empfand, war ein Gefühl der Dankbarkeit gegen die rauhe, ehrliche Hand, die sie schlug. Die Thränen, die ihr den ganzen Tag versagt waren, begannen zu fließen und erleichterten ihr die Seele.

Als die Mutter mit ihren Kräften zu Ende war und das starke Mädchen willenlos wie ein kleines Kind und gebrochen vor sich sah, wurde sie von Mitleid erfaßt; denn das Gute hatte in ihr stets einen bessern Boden als das Böse. Sie zog Lene, die zerknirscht am Boden kauerte, zu sich empor und sagte in rauhem Tone, durch den aber die Milde durchklang: „Ach Gott, du wirst auch so mein Kind sein müssen.“

Das Wort vollendete, was die körperliche Züchtigung begonnen hatte: Lene wurde weich um's Herz, und nachdem sie sich ausgeweint hatte, erzählte sie der Mutter aus freien Stücken, wie alles gekommen und geschehen und wie ihre Liebe in einem Augenblick zu Abscheu und tötlichem Haß geworden sei. „Sieh, wäre ich nicht so elend und jammervoll gewesen, ich hätte ihn an jenem Tage erwürgt mit diesen meinen Händen, und sie auch; denn sie hat ihn so gemacht.“

Die Mutter, die den verzweifelten Schritt immer noch nicht recht begriff, verwarf ratlos die Hände.

„Du kannst eben nicht fühlen, wie mir war,“ erwiderte Lene; „ich hatte ihn gern, er sollte mich aus dieser Einsamkeit holen; denn ich meinte, es sei überall besser als hier. Er hatte mir Liebe gestanden; mußte ich ihn fahren lassen, weil die Städterin die Augen nach ihm drehte? Hättest du dich denn nicht auch gewehrt?“

„Aber die Besinnung, Kind! Wie kann man sich so ganz vergessen!“

„Besinnung? Ich hatte keine, wollte keine haben! Soll ich dir sagen, wie es mir in der Erinnerung ist? Einst, als ich noch ein Kind war, sollte ich Kirschen pflücken, du weißt es noch. Die Leiter war ungeschickt an den Baum gestellt, und wie ich auf den obersten Sprossen stand und einen Ast an mich heranzog, geriet sie ins Rutschen. Habe ich da überlegt und mich besonnen? Ich griff fester nach dem Ast, und er und ich waren stark genug. So kam ich davon. Aber diesmal!“

Die Mutter schüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß sie immer noch nicht verstehe, sagte aber nichts mehr. Dann saßen die beiden Frauen sich lange schweigsam gegenüber, den Blick auf den Boden geheftet. Endlich erhob sich die Mutter und sagte: „Je nun, wir werden das halt auch tragen müssen! Die Männer versprechen

und brechen, und wir — nun wir müssen es eben über uns ergehen lassen! Dem Brynerhans aber setze ich keinen Fuß mehr ins Haus. Das versprech' ich ihm! Und nun geh' und siede Kaffee, du siehst elend aus."

Lene ging. Die Mutter sah ihr nach und wiederholte in Gedanken: „Wir werden's halt tragen müssen." Hierauf trat sie in das Nebenstübchen, und als sie wieder erschien, hatte auch sie ihre alten Trauerkleider angezogen. So endete Herminens Hochzeitstag auf dem Eichhof.

Einige Tage später fuhr der Winter ins Land, und der Eichhof war nun still und weltabgeschieden wie ein Grab, ein Grab mit zwei Lebendigen drin. Da wurde nicht gelacht, selten gesprochen, kaum jeden Tag ein Blick ausgetauscht. Wozu hätten Worte und Blicke gedient? Die beiden Frauen mußten die Last, die auf ihnen lag, tragen, und jede wußte, daß die andere dazu stark genug war. Sie waren ja beide vom Eichhof.

Als im Märzen der Föhnwind von den Alpen herabbrauste und mit den wuchtigen Schwingen über die Halde stürmte, die Eiszapfen wie gelähmt von den Ziegeln fielen, der Bach zu tosen begann und das braune Ackerland sich ans Licht wagte, da hatte der Eichhof einen Ostertag. Die beiden Frauen stiegen aus ihrem Grab und atmeten in der weichen Frühlingsluft erleichtert auf: Gottlob, das Schlimmste, die Zeit des trostlosen Zusammensitzens und Zusammentrauerns war überstanden! Auf der Wiese, dem Acker kann uns der Kummer weniger in die Enge treiben als zwischen den klemmenden Wänden, unter der drückenden Decke. Die Vögel kamen und nisteten und sangen so freudig wie das Jahr zuvor, die Blumen sprossen, und das Gras grünte, und man konnte das liebe Vieh darauf loslassen und an dessen Sprüngen ein Stück Freude schauen. Ja, wer nie den Winter lang am Gram gesponnen hat, weiß nicht, wie der Lenz erlöst und das Herz stärkt.

Als der Frühling in den Sommer überging, brachte Lene ein Knäblein zur Welt. Die ersten Blicke, die darauf fielen, waren nicht freundlich, wie hätten sie es sein können? Die Großmutter hatte, ohne es sich recht einzugestehen, in einem Schattenwinkel ihres Herzens gehofft, es werde vom Leben nichts wissen wollen; Lene dagegen mochte es nicht ansehen, weil es als die Verkörperung ihrer Schande vor ihr lag. Wie sie aber das Klümpchen Fleisch nährte und pflegte und kleidete, schlug der Widerwillen unvermerkt in Zuneigung um, und bald freute sich die Unglückliche, es geboren zu haben, etwas Eigenes zu besitzen, an das sich ihr Herz hängen konnte und das sich selber einmal an sie hängen würde. „Es soll mir helfen, den gemeinsamen Fluch zu tragen," dachte sie, „es soll meine Heimat werden, mein süßer Schlupfwinkel, wo ich vor Verachtung und Kränkung und Betrug geborgen sein werde. Oh, ich will es lieben, daß es mir ans Herz wachsen muß." Auch die Großmutter fand sich bald mit der Thatsache ab.

„Glück und Unglück sind zusammengeschmiedet," dachte sie. „In wenigen Jahren wächst uns an dem Büblein eine kleine Hilfe groß; ist es einmal sechs, sieben Jahre alt, so kann es das Vieh zum Brunnen jagen, es vor dem Pflug und der Egge treiben, Wasser holen, Aehren und Aepfel und Kartoffeln auflesen. Und ist der Bub erwachsen, so übernimmt er das Gütchen, und dann hat der Eichhof endlich wieder einmal Hosen an. Der Herrgott hat es nun so einfädeln wollen, es wird schon recht sein."

So brachte das Bübchen nach und nach etwas Sonnenschein auf den einsamen Hof, und die Hoffnung fing wieder in zwei verborgenen Winkeln zu spinnen an.

Als es wieder Sommer geworden, hatte Edi, so wurde der Kleine genannt, das Zeitalter des Krabbelns und Kriechens schon hinter sich, und nun sah man ihn vor dem Haus auf der Treppe stehen und Umschau halten, als wolle er der Mutter und der Großmutter zeigen, daß der Eichhof nun Hosen trage oder doch bald. Oder dann watschelte er über die Hofreite dem Stalle zu, ernst wie ein Mann, und die Sonne glänzte auf dem braunen lockigen Haar und funkelte auf den kirschroten Lippen. Und trat er in den Stall, so drehten die Kühe die Köpfe und schienen zu nicken und sich verständnisvoll anzusehen: „Nun kommen im Kinderröckchen die Hosen angehumpelt!" Das Kälblein aber in seinem Winkel — es wurde jedes Jahr eines groß gezogen — konnte die Freude nicht bemeistern, es rief keck der jungen Herrschaft einen schallenden Gruß zu und versuchte an seinem Stricke einen Luftsprung auszuführen, sodaß das Stroh unter seinen Füßen flog. Edis strenges Gesicht heiterte sich auf, er lächelte und wies mit der kleinen Hand nach dem lustigen Kameraden. Die Mutter aber hob ihn auf, drückte ihn fest ans Herz und sagte zu ihm: „Sie alle haben dich gern wie ich, du kleiner Strampelmann, du junger Eichhofbauer, du meine Heimat und mein Schandenbrech!"

Im Winter drauf lernte Edi ein paar Worte stammeln, und darüber herrschte eine mächtige Freude im Eichhof. „Wenn das so rasch geht," sagte die Großmutter, „so müssen wir daran denken ihm Hosen zu schneidern." Und die beiden nahmen ihre ganze Kunst zusammen, nähten zwei Rohre aus Tuch aneinander und darüber ein weiteres, das in die ersten auslief, und die Hose war fertig. Nun mußte der kleine Held hineingesteckt werden, und er nahm sich so spaßhaft in dem kunstvollen Tuchwerke aus, daß die beiden Frauen auflachen mußten. Lene sah die Mutter fast erschrocken an, und der Blick fragte: „Darf man denn wieder lachen im Eichhof?" Die Alte nickte, was sagen wollte: „Ja,

man darf es wieder, das hat der da vollbracht." Und sie nahm den Kleinen auf die Arme, küßte ihn und trug ihn stolz in den Stall hinaus, um den vierfüßigen Hausgenossen auch eine Freude und Überraschung zu bereiten.

Ein paar Tage drauf, am Sylvesterabend, war großes Fest. Die Großmutter war schon am Morgen über den gefrorenen, glitzernden Schnee hin ins Dörfchen hinabgestapft, um allerlei Dinge einzuhandeln, während Lene im Walde ein Tännchen holte. Ein Kreuz, das dem Bäumchen als Fuß dienen sollte, fand sich auf dem Estrich; wie hätte sich auf dem Eichhof ein Kreuz nicht finden lassen! Am Abend wurden all die Herrlichkeiten, die man gekauft oder im Hause aufgetrieben hatte, mit weißem Faden an das Bäumchen gehängt: Männer und Frauen und Herzen, aus Teig gebacken, Zucker- und Süßholzstengel, Nüsse, Äpfel und trockene Trauben. Zwischen die Arme des Kreuzchens wurden die Dinge gelegt, die für die schwachen Zweige zu schwer gewesen wären: eine Schachtel mit Marbeln, ein hölzernes Pferdchen, das auf vier Rädern rollen konnte, ein Häschen, kunstvoll aus Tuch zusammengeflickt und mit Sägemehl drall angefüllt. Endlich zündete man die Kerzen an den Zweigen an, und der Eichhofbauer, der in der Nebenstube ungeduldig strampelnd gewartet hatte, durfte eintreten und das Fest eröffnen. Wie er Augen machte und dann die Händchen nach den schönen farbigen Lichtern und, da man ihm das wehrte, nach den baumelnden „Mannen" und Frauen ausstreckte und daran zog, daß beinahe die ganze Herrlichkeit zu Falle gekommen wäre! Und wie er das Pferd und das Häschen musterte und strahlte, als er entdeckte, daß das eine gehen konnte und das andere sich das Hin- und Herwerfen gefallen ließ, ohne zu fauchen wie Büsi, die Katze! Und wie er mit den blanken Zähnchen, da die Hände anderweitig beschäftigt waren, ein Herz von einem Zweige biß, wobei die Kerzen und das Glück in seinen blauen Augen glänzten! Das war ein wohlthätiger Abend und Jahreswechsel für die Eichhofleute: die alte Verene versicherte, sie habe so einen noch nie erlebt in ihren langen Tagen. Lene aber, als sie das Knäblein zu Bette brachte, drückte es ans Herz und sagte: „Oh, du mein Sorgenbrech!" Und die Augen wurden ihr feucht.

So kam es, daß ein großes Sorgen und Kümmern im Eichhof einzog, als im folgenden Frühjahr Edi von der Halsbräune befallen wurde. Zum ersten Mal seit vielen Jahren wurde der Altenauer-Doktor nach dem Hofe gerufen; die Großmutter selber unternahm die Reise, damit Lene der Weg unter die bösen Leute erspart bleibe. Und sie stieg am selben Tage zum andern Mal in den Flecken hinab, um das Tränklein, das der Doktor bereitete, in Empfang zu nehmen.

Das Büblein wurde keinen Augenblick allein gelassen; zwei Wochen lang lag es häufiger auf den Armen der Mutter und der Großmutter als im Bettchen, und es wehrte sich tapfer, wie es Eichenholz wohl ansteht. Schon schien es gerettet. Der Arzt erklärte, er werde nun nicht mehr jeden Tag den weiten Gang unter die Füße nehmen, er habe Patienten, die seiner mehr bedürften als der junge Eichhofbauer. Aber schon gegen Abend desselben Tages trat, ohne daß man wußte, wie es kam, eine Wendung zum Schlimmern ein, die Augen des Kleinen wurden matt und glanzlos und vermochten sich kaum offen zu halten. Die Frauen, die den ganzen Tag sich über die Genesung gefreut hatten, waren fassungslos und saßen mit beklommenen Herzen zu beiden Seiten des Bettchens und meinten ihren Sorgenbrech mit ihren Blicken stärken, mit ihrer Liebe im Leben festhalten zu können. Als der Zustand des Kleinen immer besorgniserregender wurde, beschloß Lene den Arzt zu rufen, obschon der Tag bereits in Dämmerung zerfloß. Die Angst jagte sie auf dem langen finstern Wege bergab, sie betete ohne Unterlaß für ihren Liebling und wurde doch die schrecklichsten Bilder nicht los: Wenn er bei der Heimkehr tot wäre? Wenn sie ihm nie, nie mehr in die guten blauen Augen schauen könnte? Wenn das kleine Herz, das ihre Heimat werden sollte, unterdessen zu schlagen aufhörte! Es fror sie, obschon sie in Schweiß gebadet lief.

Der Doktor war anfangs schlechter Laune, als sie ihm ihr Begehren mitteilte; aber da er die Seelenangst in ihr zittern sah, hielt er es für seine Menschenpflicht, den weiten Weg nochmals zu unternehmen, wenn er auch nach der Beschreibung, die Lene von dem Patienten machte, sich wenig von dem Gange versprach. So folgte er der armen Mutter in die Nacht hinaus und hatte Mühe, mit ihr Schritt zu halten.

Als die beiden sich dem Eichhof näherten, konnte Lene ihre Angst nicht mehr zügeln; sie eilte dem Doktor voraus, um zu erfahren, ob die Augen und das Herz des Kleinen noch ungebrochen seien. Sie stürzte in die Kammer hinauf. „Lebt er noch?" fragte sie außer Atem. Die Mutter, die mit einem alten Gebetbuch in der Hand an ihrem gewohnten Platz neben dem Bettchen saß, nickte, aber mit einem Gesicht, das die Hoffnung verbannte.

Als der Arzt eintrat, fiel sein Auge auf Lene, die mit geröteten Wangen und heftig arbeitender Brust sich über ihr Knäblein beugte und es mit angstvollen Augen liebkoste. Er schob sie sachte weg, legte das Hörrohr an das Herz des Kleinen und nickte dann mit dem Kopf, als wollte er sagen, daß er es finde, wie er es erwartet hatte. Aus einem Fläschchen, das er bei sich trug, goß er dem Patienten ein paar Tropfen auf die Zunge und redete den Frauen, indem er die Wirkung der Arznei

abwartete, Mut ein, freilich ohne großen Erfolg; denn er war keiner von denen, die schlimme Dinge mit geschmeidigen Worten zu verhüllen verstehen. Indessen ermunterte sich das Knäblein bald etwas, und der Arzt nahm in dem Augenblick, da die Hoffnung wieder ans Krankenbett trat, Abschied von den Bäuerinnen.

„Wenn es doch sein könnte!" sagte Lene zur Mutter, als sie allein waren, und die alte Frau wiederholte seufzend: „Ja, Kind, wenn es sein könnte!" Darauf setzten sie sich einander gegenüber zu dem Kranken und beteten, Lene leise für sich, mit eigenen Worten und glühender Seele, die Mutter aus ihrem abgegriffenen Gebetbuch.

So wachten die beiden die ganze Nacht, gossen dem Kleinen nach Vorschrift alle Stunden ein paar stärkende Tropfen in den Mund, sahen, wie jedesmal das Leben in ihm etwas aufflackerte, um nachher nur um so matter zu glimmen.

Draußen schlich der Wind ums Haus und darüber weg und rüttelte bald leis, bald vernehmlicher an Thüren und Fenstern und Laden; zuweilen stöhnte der Dachstuhl oder ächzte eine Wand unter seinem Druck. Das Vieh im Stall riß unruhig an den Ketten, und dann und wann brüllte eines der Tiere ängstlich in die unheimliche Nachtstille hinaus. Den Frauen graute; der draußen als ein ruheloser Geist unwirsch und ungeduldig umging, sich mit Bergesgewicht auf das Dach setzte und dem ganzen Haus Atem und Wärme benahm, war der Tod; sie fühlten seinen eisigen Hauch, seine erbarmungslose Faust, seinen schweren, schlarfenden Tritt und beteten inbrünstiger, um ihn zu erweichen und zum Gehen zu bewegen.

(Fortsetzung folgt).

Das Prättigau.

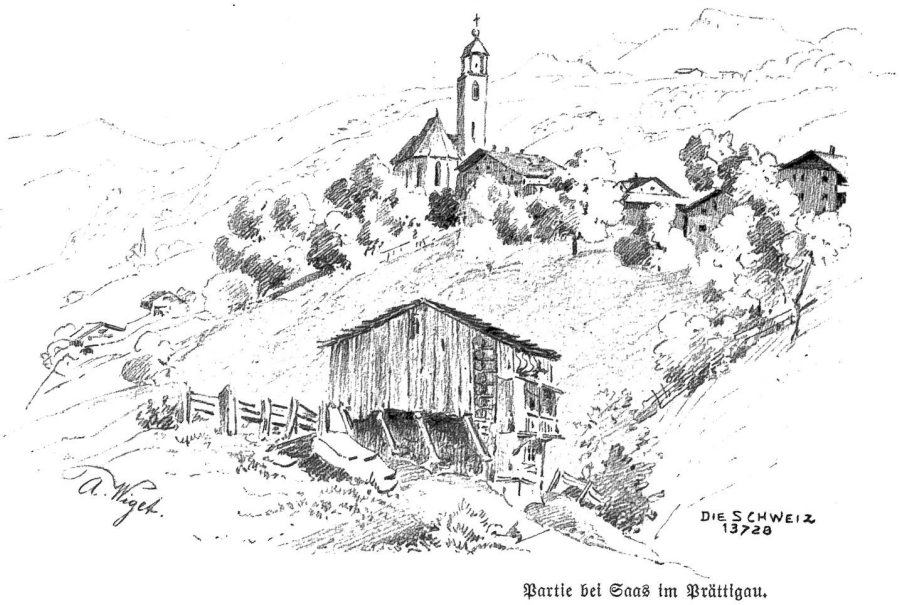
(Schluß.)

Mit sechs Originalzeichnungen von A. Wiget, Herisau.

Wir kehren nach dieser Abschweifung wieder nach Küblis zurück. Eine Straße steigt von hier in südwestlicher Richtung zu dem Dorf Conters empor. Große, zusammenhängende Wälder senken sich auf der linken Thalseite zur rauschenden Landquart hinab. Darüber liegen schöne Alpweiden, zu denen man von Conters hinansteigt. Der Durannapaß führt über die Höhe nach Straßberg und weiter nach Langwies und Arosa, bei schöner klarer Witterung ebenfalls eine sehr genußreiche Tour. Die Hauptstraße führt von Küblis, etwas ansteigend, zum Dorf Saas und von dort in unmerklicher Steigung nach Mezzaselva und Klosters; die Eisenbahn hält sich mehr südlich und überschreitet den Saaseralpbach, der sich mit munterm Sprunge über einen Felsen stürzt. Auf der linken Thalseite liegt das Dorf Serneus, dessen Name durch das besuchte Schwefelbad in weitern Kreisen bekannt ist. Bald sind wir am Ende des Prättigaus, in Klosters angelangt, wo das Thal seine größte Ausdehnung besitzt. Auf sammetgrünem Wiesenteppich sonnt sich Klosters-Dörfli, von dem aus ein Weg über das Schlappinerjoch ins Montafun hinüberführt, und in geringer Entfernung kennzeichnen eine Anzahl großer Hotels den vielbesuchten Kurort. Schöne, abwechslungsreiche Spaziergänge lassen sich in der Umgebung ausführen; deren Perle ist das Sardascathal, durch das wir bis zum Silvrettagletscher emporsteigen können, der dem Reisenden in wunderbarer Herrlichkeit zu Gesichte kommt, wenn er von Klosters aus sich mit der Eisenbahn zu dem weltbekannten Kurort Davos hinaufbefördern läßt.

Davos ist das Reiseziel des größten Teils der Fremden, die alljährlich durch das Prättigau fahren, und wenn es auch keine Blitzzüge sind, die ohne Aufenthalt ihrem Endziel mit rasender Schnelligkeit zustreben, so bietet doch auch die gemächliche Fahrt noch immer zu wenig Gelegenheit, die intimen Reize der Landschaft kennen zu lernen; denn diese offenbaren sich uns erst dann, wenn wir die Heerstraße verlassen und wenig begangene Pfade einschlagen. Es gibt zwar Menschen genug, die dabei nichts Besonderes zu entdecken vermöchten, ja kaum sich zu Dank verpflichtet fühlten, wenn wir sie auf einsamen Wegen in weltabgeschiedene Erdenwinkel führen wollten. Wir wollen indessen damit keineswegs unser Bedauern über diese Thatsache aussprechen; denn nur diesem Umstande dürfte es bei der allgemeinen Reiselust des heutigen Geschlechtes zu verdanken sein, daß es überhaupt noch möglich ist, die Schönheit der unverfälschten Natur ohne Beeinträchtigung zu genießen.

An malerischen Punkten ist das Prättigau so reich wie die bevorzugteste Gegend unseres schönen Vaterlandes. Wie heimelig stehen die braunen Holzhäuschen inmitten grüner Triften oder am Rande des hundertjährigen Waldes, in dem sich von den bemoosten Wurzeln bis zu den hochragenden Wipfeln tausendfältiges, geheimnisvolles Leben regt! Vor den kleinen Fenstern prangen liebevoll gepflegte Nelken und andere Blumen in brennenden Farben; ein frommer Spruch ziert oft die dunkle Holzwand und über dem Eingang steht nicht selten die Jahrzahl der Erbauung und die Hausmarke des Eigentümers oder längst abgeschiedener Vorfahren. Im Innern sind die Wände häufig mit dem schönen, dunkeln Holze der seltenen Arve bekleidet, das uns mit seinen noch dunklern Aesten wie mit fragenden Augen anschaut, und mancherlei Kästchen und Geräte, mit einfachem Schnitzwerk geziert, tragen zu der behaglichen Stimmung bei, die uns in diesen Räumen umfängt. Draußen auf sonniger Matte tummelt sich munteres Hühnervolk; aber zuweilen schleicht der listige Fuchs aus dem benachbarten Tobel heran und holt



Partie bei Saas im Prättigau.